

Schooßsünden. Novelle von Carl Bernhard.
Leipzig, J. J. Weber. 1842. (126 Seiten.)

Eine reiche, gemüthliche, anspruchslose Erzählung, eine freundliche und doch tief-elegische Geschichte aus dem Alltagsleben, mehr Frauen- als Männerlectüre, arm an Stoff, Handlung, Situationen, aber im Verhältniß des kleinen Raumes, sehr reich an trefflich durchgeführten Characteren, an freundlicher Färbung, an einem sinnigen, höheren, oft bis zum Poetischen anschwellenden Gefühlsleben.

Bei'm Lesen der „Schooßsünden“ ist man allerdings sehr geneigt, den Autor für eine Dame zu halten, wie denn auch kürzlich der „Hamburger Correspondent“ in einer Liste entschleierter Pseudonymen, dieß verkündete. Zufällig bin ich im Stande, diese irrthümliche Meinung zu berichtigen. Eine sehr gut unterrichtete Person versicherte mir nämlich, die angebliche Dame zähle einen mächtig großen Schnurrbart zu ihren vorzüglichsten Reizen, ein Umstand, der freilich in Carl Bernhard eher einen starkknochigten Cavallerieofficier, als einen zierlichen Blaustrumpf vermuthen läßt.

Bei dem Titel „Schooßsünden“ darf man sich nichts Arges denken. Zum bessern Verständniß möge der Verfasser den Freund, welchen er dessen einfache, aufrichtige Lebensepisode erzählen läßt, auch hier redend einführen dürfen: „Es sind (die Schooßsünden) zwei an der Zahl, gemäß der alten Bemerkung, daß ein Mensch stets zwei Hauptfehler hat und daß man von diesen beiden Stammeltern im Allgemeinen Alles ableiten kann, was man sich vorzuwerfen hat. Dem sey nun, wie ihm wolle! Ohne mich auf die weitere Theorie meiner Fehler einzulassen, bekenne ich lieber offenherzig, worin sie bestehen, nämlich pro primo in meinem Antheil an Eitelkeit, und pro secundo darin, daß ich immer zu spät komme. Welches von diesen beiden die Mutter und welches der Vater sey, überlasse ich der eigenen Wahl des Lesers zu bestimmen; ich weiß es wohl.“ —

Die Eitelkeit nun spielt in dem vorliegenden kleinen Roman eine weniger entscheidende Rolle, als das Zuspätkommen, eine Schooßsünde, die allerdings den unwiederbringlichen Verlust zweier Bräute — deren eine

sogar eine allerliebste junge Baronesse — zur Folge hat. — Die Zeichnung der sanften, leidenden, zum frühen Tode bestimmten Sophie ist äußerst zart, rührend und bis in die feinste Schattirung hinein gelungen. Ueberhaupt wird Bernhard nicht leicht in Bezug auf haarscharfe Ausführung der Grund- und Seitenstriche seiner Erzählungsgebilde übertroffen. In „Christian VII. und sein Hof“, den ich im vorigen Jahrgange dieser Blätter besprach, macht sich diese Begabung am glänzendsten geltend. Nur ist wieder zu bemerken, daß der Dichter sich keineswegs immer von Weitschweifigkeit und einem zu breiten Austreten der Gleise, in denen er sich bewegt, frei zu erhalten weiß.

Die Ausstattung der „Schooßsünden“ ist die bekannte freundliche der frühern Bernhard'schen Werke.

Joseph Mendelslohn.

Die Gespielen der Prinzessin, Novelle von Penseroso. Zwei Bände. Leipzig, bei Adolph Wienbrack, 1842.

Die vorliegende Novelle besteht eigentlich nur aus aneinander geknüpften Reisebildern. Eine innige, über alle Vorurtheile des Lebens erhabene Liebe ist ihr Gegenstand. Matthias, ein Gärtnerknabe, ist Gespielen einer kleinen Prinzessin und deren Freundin Lyda. Er faßt zu dieser eine große Zuneigung und bleibt ihr auch treu, als er mit einem reichen, ungarischen Magnatensohn von ihr fortgezogen ist. Verschiedenartige Zusammentreffen bilden seine Zuneigung aus; aber die Gräfin Rissenthal, Lyda's Mutter, kann ihn nicht leiden und verheirathet ihre Tochter einem Edelmann von zweideutigem Rufe. Diese Ehe wird jedoch wieder getrennt und Lyda muß bald darauf an dem Sterbebette der Mutter einen Schwur leisten, den Matthias nie zu heirathen. Da entdeckt es sich, daß Matthias nicht der Sohn eines Gärtners, sondern ein Baron Moilath ist. Dieß ändert das Schicksal des jungen Mannes. Er bittet den Vater Lyda's um ihre Hand und erhält sie, nachdem der Vater den von Lyda geleisteten Schwur für nichtig erklärt und das Gewissen des armen Mädchens beschwichtigt hat. Wird uns dieß Alles auch etwas zu